

Monique Dondin-Payre (Herausgeber), **Les noms de personnes dans l'Empire romain. Transformations, adaptation, evolution.** Scripta Antiqua, Band 36. Verlag Ausonius, Bordeaux 2011. 379 Seiten mit 16 Schwarzweißabbildungen.

Die Untersuchung von Personennamen ist eine für die Erforschung vormoderner Gesellschaften aufschlussreiche Methode, die insbesondere für das Römische Reich viele Erkenntnisse erbringen kann, etwa über Bevölkerungs- und Verwandtschaftsstrukturen, über sprachliche und kulturelle Identitäten. Wer das römische Namenssystem mit den *tria nomina* verwendet, weist sich dadurch als römischer Bürger aus. Die im Laufe der Kaiserzeit zunehmende Zahl römischer Namen in den Provinzen wird insofern gerne als Maßstab für die fortschreitende Romanisierung im Reich genommen. Die zentrale Fragestellung des hier zu besprechenden Bandes zielt darauf ab, welchen Einfluss die römische Präsenz auf die Namengebung in den beherrschten Gebieten der Provinzen hatte. In den Blick genommen werden dabei sowohl die indigene Namengebung als auch die Namen römischer Bürger und Neubürger. In dieser Form ist der Fragestellung noch nicht übergreifend nachgegangen worden, wenngleich es durchaus Untersuchungen mit

enger gesetzten Grenzen gibt. Zu nennen ist hier insbesondere das Forschungsvorhaben des Centre National des Recherches Scientifiques (Unité mixte de recherche 8585) in Kooperation mit dem Epigraphischen Seminar der Freien Universität Brüssel, das sich mit »L'empreinte de Rome sur les Gaules et les Germanies« befasste. Die Ergebnisse wurden in dem von Monique Dondin-Payre und Marie-Thérèse Raepsaet-Charlier herausgegebenen Band »Noms, identités culturelles et romanisation sous le Haut Empire« (Brüssel 2001) publiziert. Aus dieser Arbeit ist die Idee zum vorliegenden Band erwachsen, für den namhafte Wissenschaftler gewonnen wurden, die sich durch ihre Forschungen zu einzelnen Regionen des Reiches entsprechend ausgewiesen haben.

Die langjährige Arbeit der Herausgeberin im Bereich der Onomastik schlägt sich nieder in der Einleitung (S. 13–36). Darin zeigt sie einige bedenkenswerte Leitlinien für den Gebrauch der Onomastik als Methode auf. Mit der Forschungsgeschichte hält sie sich nicht lange auf. Vom insbesondere durch die Sammlung der lateinischen Inschriften im Corpus Inscriptionum Latinarum und namentlich der Arbeit Theodor Mommsens beförderten Interesse an den Namen und den aus ihnen abzuleitenden Erkenntnissen geht sie über zum – zweifellos wichtigen – französischen Colloquium über »L'onomastique latine« (Paris 1975, publiziert 1977). Sie übergeht somit, dass es auch davor bereits wichtige übergreifende Untersuchungen gegeben hat, zum Beispiel die Arbeit von Bruno Doer (Die römische Namengebung [Stuttgart 1937], mehrfach nachgedruckt), auch wenn diese zum zentralen Thema des hier besprochenen Bandes wenig beiträgt. Ihre Darstellung des römischen Namenssystems ist konzise und lässt im Ganzen wenig vermissen. Allerdings wäre die Benutzung von Agnomina eine kurze Erklärung wert gewesen.

Solche zusätzlichen Namen fanden in verschiedenen Provinzen im Laufe der Kaiserzeit in Ergänzung zu regulären Eigennamen Verwendung, wenngleich sie in diesem Band interessanterweise nur im Beitrag zu Thrakien (s. u.) erwähnt werden. Auch das Phänomen der Polyonymie hätte der Vollständigkeit wegen noch behandelt werden können, das sich bei der kaiserzeitlichen Oberschicht einer gewissen Beliebtheit erfreute. Für die im vorliegenden Band untersuchte Fragestellung scheint es aber keine große Bedeutung zu haben. Wichtiger sind diesbezüglich die von ihr formulierten linguistischen Kategorien, in die man die indigenen Namen einteilen kann. Sie gehen bereits auf das eingangs erwähnte Vorgängerprojekt zurück, wurden aber leider nicht in gleichem Maße von den einzelnen Autoren der hier gesammelten Beiträge berücksichtigt. Die einfachste Variante sind diejenigen Namen, die ohne große Änderungen gebraucht werden. Allenfalls sind sie mit einer lateinischen Endung versehen beziehungsweise lautlich an das lateinische Alphabet angepasst, das beispielsweise den Zischlaut –sch– punischer Namen nicht kennt. Eine weitere Kategorie sind die übersetzten Namen, bei denen das indigene Idionym durch einen lateinischen Namen gleicher oder zumin-

dest ähnlicher Bedeutung ersetzt wird. An die Stelle des keltischen Namens »Cintusmus« tritt so das lateinische Pendant »Felix«. Dritte wichtige Kategorie der Namensentwicklung sind die sogenannten Assonanznamen. Dabei wird ein dem ursprünglichen Namen lautlich ähnlicher Name gewählt, beispielsweise »Torquatus« für thrakisch »Torkos«. Obwohl die Untersuchung von Personennamen Erkenntnisse in Bereichen ermöglicht, die häufig nicht von anderem Quellenmaterial abgedeckt werden, warnt Dondin-Payre zu Recht vor einer unvorsichtigen und zu weitreichenden Interpretation allein auf der Grundlage des onomastischen Materials, insbesondere einzelner Zeugnisse. An Beispielen führt sie vor, was man aus Namen erfahren, aber auch, wie man bei unbedachtem Vorgehen zu falschen Erkenntnissen gelangen kann.

Als erste Region untersucht Dan Dana den thrakischen Sprachraum (S. 37–87), der nicht mit den Grenzen der Provinz Thracia gleichzusetzen ist, sondern in andere Provinzen hineinreicht, etwa nach Makedonien und Dakien. Dana kann aus dem reichen Material der Namen thrakischer Soldaten schöpfen, das durch die zahlreichen Funde von Militärdiplomen gerade in den letzten Jahren stark angewachsen ist. Das Gros der Befunde stammt aus dem zweiten und beginnenden dritten nachchristlichen Jahrhundert. Obwohl dieses Material aus einem eindeutig römischen Kontext stammt, zeigt sich an den Namen ein deutliches Festhalten an einheimischen kulturellen Traditionen, wie etwa die thrakischen Namen der ebenfalls in den Diplomen genannten Kinder der Soldaten nahelegen. Auch die Angabe des (thrakischen) Patronyms bleibt von Bedeutung. Der historische Name »Decebalus«, der untrennbar mit dem einstigen Gegner Roms verbunden ist, erfreute sich offenbar einer größeren Beliebtheit – eine dezidiert antirömische Haltung lässt sich daraus aber nicht ohne Weiteres ableiten. Der römische Einfluss auf die Namenspraxis scheint insgesamt nicht so stark wie etwa in den Westprovinzen zu sein. Allerdings stellt sich die Frage, ob das Quellenmaterial nicht ein etwas einseitiges Bild zeichnet, denn die Auxilia rekrutierten sich – zumindest in den Mannschaftsrängen – aus der peregrinen Bevölkerung.

Der keltiberischen Namengebungspraxis wenden sich Milagros Navarro Caballero, Joaquín Gorrochategui und José María Vallejo Ruiz in einem sehr material- und umfangreichen Beitrag zu (S. 89–175). Sie weisen nach, dass es einen Unterschied zwischen dem westlichen und dem östlichen Teil Keltiberiens gibt, der in erster Linie die chronologische Entwicklung betrifft. Der Grund hierfür sind die historischen Umstände und die Form der römischen Präsenz. Da seit dem zweiten vorchristlichen Jahrhundert keltiberische Namen bekannt sind, kann man die Entwicklungen über einen langen Zeitraum gut beobachten. Als häufigstes Gentiliz erscheint »Valerius«, was auf den republikanischen Feldherrn Valerius Flaccus zurückzuführen sein wird. Die sprachliche Verwandtschaft des Lateinischen mit dem Keltiberischen erleichterte die Latinisierung, gewisse onomastische Be-

sonderheiten blieben aber auch bei der Übernahme des römischen Namenssystems verbreitet. Die Voranstellung des Individualnamens vor dem Familiennamen spiegelt sich beispielsweise in der Inversion von Nomen gentile und Cognomen wieder.

Inwiefern man die Erkenntnisse aus einzelnen Regionen in einen größeren Kontext einordnen kann, ist eine zentrale Frage, der sich die Herausgeberin in einem eigenen Beitrag zuwendet (S. 177–196). Sie zieht einen Vergleich zwischen den Verhältnissen in Gallien und in Afrika, um damit auch Anhaltspunkte für eine Gesamtsynthese zu liefern, die der Band im Übrigen nur bedingt enthält. Eine Erkenntnis, die sich schon bei den ersten beiden Aufsätzen angedeutet hat, wird hier verdichtet: Es gab von Region zu Region unterschiedliche Traditionen, die auch in römischer Zeit fortbestanden und sich in bestimmtem Maße selbst auf die römischen *Tria nomina* provinzieller Neubürger auswirkten. Von einer reichsweit einheitlichen Namengebung kann nicht gesprochen werden.

Diese Aspekte werden dann auch in den folgenden Beiträgen deutlich. Erschwerend kommt hinzu, dass in vielen Gebieten verschiedene Einflüsse gewirkt haben. In Illyrien ist etwa weniger römischer als vielmehr griechischer Einfluss nachzuweisen, wie Élisabeth Deniaux herausarbeitet (S. 197–202). Sie macht zudem als Besonderheit aus, dass die römischen Namen vielfach von Städtenamen in Italien abgeleitete Cognomina aufweisen. Markant sind zudem die vielen theriophonen Namen wie »Lupus« und »Ursa«, die illyrische Traditionen fortführen. Gemischte onomastische Einflüsse sind auch in der Gallia Belgica und in Niedergermanien zu beobachten. Zu Recht kritisiert Marie-Thérèse Raepsaet-Charlier die besonders in der französischen Forschung teilweise anzutreffende Tendenz, Namensmaterial in Gallien nur als keltisch aufzufassen, vielmehr sind auch germanische Namen nachzuweisen (S. 203–234). Daran anknüpfend betont Monique Dondin-Payre (S. 235–251), dass es auch in Zentralgallien germanische sowie gemischte keltisch-germanische Namen gibt. Keltische Namen ließen sich leicht latinisieren, was wohl ein bedeutsamer Faktor für ihr Fortleben war. Die beiden Beiträge gehen zurück auf den oben erwähnten Band aus dem Jahr 2001 und bieten gegenüber diesem nur wenig Neues.

Den Osten des Reiches nimmt Athanase Rizakis in den Blick (S. 253–262). Er untersucht das Vorkommen des Gentilizes »Aurelius«, das häufig als Datierungskriterium herangezogen wird. Die Verleihung des Bürgerrechts an weite Teile der Reichsbevölkerung durch die *Constitutio Antoniniana* durch Caracalla führte zwar zu einer Häufung des kaiserlichen Gentilnamens Aurelius. Rizakis macht aber deutlich, dass nicht jedes Vorkommen dieses Namens in den Provinzen automatisch in die Zeit danach zu datieren ist. Die enorme Verbreitung dieses Namens setzte aber eine andere Entwicklung in Gang: Vor- und Gentilnamen verlieren an Bedeutung, während die Cognomina wichtiger werden. Die Abkürzung »Aur.« erhält mehr oder weniger die Funktion des Praenomen.

Der letzte Beitrag von Anthony Birley ist den Namen auf den Holztäfelchen aus Vindolanda am Hadrianswall gewidmet (S. 263–274). Dabei stellt er aus anderen Quellen bislang nicht bekannte Namen vor und korrigiert in einigen Fällen die Lesung in älteren Publikationen. Der Text scheint aber nicht ganz zum Rest des Buches zu passen, nicht nur, weil er als einziger nicht in französischer Sprache verfasst ist. Vielmehr fehlt weitestgehend eine Analyse hinsichtlich der zentralen Fragestellung.

Überhaupt lässt sich eine gewisse Uneinheitlichkeit konstatieren. Während der Beitrag zu den Keltibern bald neunzig Seiten umfasst, kommt das Kapitel zu Illyrien mit sechs Seiten aus, was nicht allein in der Quellenlage begründet ist. Die einen suchen mit Tabellen das gesamte Material vorzustellen und zu klassifizieren, andere begnügen sich mit Beispielen. Die oben vorgestellten Kategorien legen nicht alle Autoren ihren Untersuchungen zugrunde. Eine Systematik in der Reihenfolge der einzelnen Beiträge ist ebenfalls nicht erkennbar. Es wird auch kaum aufeinander Bezug genommen, was an manchen Stellen möglich und fruchtbar wäre. Zudem fragt man sich, warum in diesem Band ein Teil des römischen Reiches unberücksichtigt bleibt, beispielsweise Pannonien und Ägypten, obwohl es sich gerade nicht um einen Tagungsband handelt, sondern um das offenbar in mehrjähriger Entstehungszeit erwachsene Produkt einer Forschungsk Kooperation. Eher kurz fällt auch das Fazit der Herausgeberin aus. Auf drei Seiten skizziert sie die Ergebnisse der einzelnen Beiträge und betont das Erkenntnispotential von onomastischen Untersuchungen (S. 275–277). Es ist schade, dass sie an dieser Stelle die Ergebnisse nicht etwas ausführlicher einander gegenüberstellt und die Linien deutlicher zusammenführt sowie in den Kontext der Reichswerdung und -entwicklung einordnet. Insgesamt leistet der Band aber einen wertvollen Beitrag zu diesen Fragen und wird sich für die weitere Forschung als wichtige Grundlage erweisen.

Köln

Andreas Klingenberg